Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 49

Artikel: Der Weg ins Leben [Fortsetzung]
Autor: Lilius, Charlotte
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-650210

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER WEG INS LEBEN

ROMAN VON CHARLOTTE LILIUS

12. FORTSETZUNG

Wie müde Augen hinter gesenkten Lidern ruhen die Fenster hundertjähriger Gebäude hinter geschlossenen Läden; der Brunnen auf dem Dorfplatz plätschert sein leises Schlummerlied; ein Kätzlein schnurrt in dunkler Mauernische; versonnen, ein rundes Käppchen auf den weissen Locken, sitzt ein Greis unter blütenlichtem Oleander; eine Mutter singt mit rauher Stimme ihrem Kind ein Wiegenlied, und aus den Ställen dringt Rindergebrüll. Auf der Bocciabahn mischt sich das Geräusch der rollenden Kugeln in das Stimmengewirr unermüdlicher Spieler und durch das Gläserklirren ertönt zuweilen ein lautes Lachen. Und von Zeit zu Zeit stimmen die Kirchenglocken ihr feierliches Geläute an.

Sonntag ruht über den Dörfern, nur wenige Menschen regen sich in den Gassen wie auf der Landstrasse, und jeder sucht nach Möglichkeit ein Schattenplätzchen auf.

Auf der breiten, staubigen Landstrasse, die in vielen Serpentinen von der Ebene langsam emporsteigt, wandern zwei Menschen bergwärts. Mit festen, ruhigen Schritten schreitet der Mann dahin, ein wenig schwerfällig unter der Last seines vollbeladenen Rucksacks. Von Zeit zu Zeit macht er einen Augenblick halt und trocknet sich den Schweiss von Stirn und Schläfen. Doch, obgleich er sichtlich unter der Hitze leidet, zeigt sein Gesicht keinen missmutigen Ausdruck; im Gegenteil, es liegt etwas Frohes, Erwartungsvolles in seiner Miene, den Kopf trägt er hoch, seine Augen blitzen und um seine Lippen spielt zuweilen ein Lächeln des Erkennens, wenn sie durch die Dörfer ziehen, oder wenn einer ihnen entgegenkommt und grüsst. Man sieht, er ist ein Mann, der aus der Fremde in die Heimat zurückkehrt und sich darüber freut.

Ganz anders das Weib an seiner Seite. Sie hat nicht schwer zu tragen, ihre Füsse bewegen sich rasch und behende, aber ihr schönes, jugendliches Gesicht entstellt ein Zug mürrischer Verbitterung, und die Lippen sind in trotziger Abwehr geschürzt. Sie lächelt niemanden an und erwidert jeden freundlichen Gruss höchstens mit einem kaum merkbaren Nikken des schönen Kopfes. Ihr Blick ist zu Boden gerichtet und die ganze strahlende Fülle der in üppigem Sommerflor stehenden Natur scheint ihr zu entgehen.

"Wie schön der Mais steht", sagt der Mann. "Das ist ein guter Sommer. Wenn es so weiter geht, gibt es viel Wein. Wie froh bin ich, dass unser Rebberg und unsere Felder auf uns warten."

Sie antwortet nichts darauf, kaut nur weiter an ihrer Unterlippe, wie ein unzufriedenes Kind.

An einem Brunnen bleibt er stehen und trinkt. "Das erfrischt", meint er lächelnd. "Willst du nicht auch einen Schluck?"

"Damit ich noch mehr schwitzen muss", erwidert sie beinah unwirsch.

Nachdem er getrunken und ein wenig ausgeruht hat, nimmt er den Rucksack wieder auf die Schultern. Sie sieht ihm zu, ohne einen Finger zu rühren. Dann gehen sie weiter.

Soeben kommen sie über einen hohen Viadukt; der Bergbach darunter ist versiegt, in seinem Bett liegen Steine und Klippen. Felice bleibt einen Augenblick stehen und blickt in die Tiefe. Schroff stehen die Felsen zu beiden Seiten. Eine Ziege meckert irgendwo im Gebüsch. Er bückt sich jenseits der Brücke und pflückt eine Erdbeere, um sie Francesca in den Mund zu stecken. Sie aber schüttelt heftig abwehrend den Kopf: "Lass das! Ich bin kein kleines Kind, das man füttert!"

Seine Hand sinkt herab, die Beere rollt in den Staub. Ein trauriger Ausdruck huscht über sein Gesicht. Dann gibt er sich wieder einen Ruck. Die Hitze macht sie schlechter Laune; damit sucht er ihre Unfreundlichkeit zu entschuldigen. Das Marschieren strengt sie vielleicht auch an. Sie ist empfindlich, ich tue am besten, mich nicht um ihre schlechte Stimmung zu kümmern. Sie wird von selbst vergehen. Frauen sind so, man darf es nicht zu ernst nehmen. Und er beschliesst, sie in Ruhe zu lassen. Statt dessen widmet er sich der Betrachtung der Umgebung.

Erinnerungen steigen in ihm auf: frohe Jugenderinnerungen: wie er mit seinem Vater diese Strasse gegangen war, wie dieser ihm alles gezeigt und erklärt hatte, und wie fröhlich sie über allerlei Dinge geplaudert hatten, die ihnen durch den Kopf fuhren. Vor seinem Vater hatte er niemals die geringste Scheu gekannt, ihm konnte man alles anvertrauen. Natürlich auch der Mutter, aber diese war schliesslich eine Frau und vermochte manches nicht so gut zu verstehen und zu erklären wie der Vater. Die Mutter war die Güte selbst, und er hegte eine tiefe Ehrfurcht vor ihr; der Vater hingegen war trotz des grossen Altersunterschiedes stets wie ein guter Kamerad zu ihm gewesen. Kein Junge im Dorf besass einen besseren, und Felice war daher sehr stolz auf den seinen gewesen. Als er dann zu einem Jüngling herangewachsen war, vertiefte sich dieses Gefühl für den Vater noch mehr, und dieser wiederum sah in dem erwachsenen Sohn immer einen Gleichgestellten. Zusammen schafften sie auf dem Maisfeld und im Rebberg, und manchen guten Ratschlag erteilte ihm der Vater bei der Arbeit, hörte aber auch seinerseits aufmerksam auf des Sohnes Vorschläge. Dann kam die Zeit, wo er ihm vorschlug, noch einen Beruf zu erlernen und Maurer zu werden. Felice befolgte denn auch den Rat, fand aber bald, dass dies nicht der rechte Beruf für ihn sei und schickte sich an, ins Dorf zurückzukehren. Da kam jenes Unglück, das seinem Leben eine neue Wendung gab. An dieser Wendung war er zwar zum guten Teil selbst schuld, er und die Frau, die so mürrisch an seiner Seite geht. Sie hat einen Zweig abgerissen und schlägt mit demselben auf die Blumen am Rain ein, dass die zarten Kelche zerfetzt umherfliegen. Einmal trifft sie dabei einen Schmetterling, der tot zu Boden fällt. "Sie ist grausam", denkt er. "Hat sie überhaupt ein Herz? Natürlich, sonst könnte ich sie ja gar nicht lieben. Und ich liebe sie immer noch so wie am ersten Tag, trotz allem, was sie mir angetan hat. Sie ist so schön, sogar mit dem mürrischen Gesichtsausdruck. Warum sind bloss einige Menschen so schön, dass alle anderen in ihrer Nähe verblassen? Warum werden einige derart vom Schicksal bevorzugt, während es andere wie Stiefkinder behandelt?" Er denkt an Francescas Mutter, an Theresa, denkt auch an Cecilia...

Sie sind in dem letzten Dorf vor dem ihrigen angelangt. In einer halben Stunde etwa beginnt der Aufstieg. Es ist das Dorf, wo er vor fünf Jahren Kunde von dem Unheil erhielt.

"Ich möchte gern ein Glas Wein trinken", meint er.

"Meinetwegen", entgegnet sie gelassen. "Und du?"

"Ich mag nicht. Ich warte hier auf dich."

Während er in die Osteria eintritt und sich zu den Männern am Tisch gesellt, wo er alsbald einige alte Bekannte entdeckt, setzt Francesca sich auf die Mauer, die die Landstrasse von den terrassenförmigen Gärten und Rebbergen trennt. Ihr Blick schweift zurück in die blaue Ferne. Dort hinten liegt Italien, denkt sie. Man kann es von hier nicht mehr sehen. Italien... Mailand. Warum musste ich bloss jene Dummheit begehen? Und warum liess ich mich derart von Felice einschüchtern, ihm hierher zu folgen? Wenn er dort unten nichts mehr von mir wissen wollte, hätte er ja ruhig allein heimkehren können. Ich hätte schon wieder etwas gefunden... Schön war es dort unten doch, wunderschön. Hier in der Einöde werde ich verrückt werden. Wie einst mein Grossvater kehre ich zurück aus der Fremde. Alles wiederholt sich. Ob er auch das Dorf so gehasst hat wie ich? Wahrscheinlich. Jedenfalls war er ein Mann von grossem Format, der nicht

in die kleinliche Umgebung einer Dorfgemeinde passte. Und ich? Auch ich bin nicht wie die hiesigen Frauen. Felice wird es ja erfahren. Ich werde todunglücklich werden, vielleicht sogar krank, wer weiss. Und die dummen Leute werden Mitleid mit Felice hegen. Mich werden sie verurteilen, nicht verstehen. Es ist immer so: wenn einer aus dem Rahmen fällt, mögen die Menschen ihn nicht leiden...

Ein frohes Lachen aus der Osteria lässt sie zusammenzucken. Sie erkennt Felices Stimme unter den anderen. Ein böser Zug huscht um ihren Mund. Er lacht, denkt sie erbittert, lacht, während ich hier sitze und mich gräme. Ein kleines Mädchen taucht plötzlich aus der Türe eines Nachbarhauses auf. Sie trägt ihr Brüderchen im Arm. Das Kind hat schwer zu schleppen an der Last. Es geht zur Kirchentreppe, setzt sich auf eine Stufe und schaukelt das Brüderchen auf den Knien... Das Schicksal der Bauernkinder, denkt Francesca, immer kleine Geschwister herumschleppen, ihnen die Nase putzen, auf sie aufpassen, mit ihnen spielen... So war es einst auch bei uns zu Hause. Ich, als die Aelteste, habe wenig schöne Erinnerungen an mein Elternhaus: der Vater ein Grobian, die Mutter ein armseliges, verschrumpftes Wesen mit dem Charakter eines geschlagenen Hundes... Geschwister, die sich immer zankten.... Nun werde ich bald ihre Gräber wiedersehen. Sie haben es schliesslich gut, brauchen sich über nichts mehr zu streiten oder zu ärgern, sie haben Ruhe. Ich beneide sie...

Was? Um der Ruhe willen beneidet sie die Verstorbenen? Welch ein absurder Gedanke. Gibt es etwas, das sie mehr fürchtet als die Ruhe? Sie, die immer Trubel und Abwechslung braucht?

Sie lässt den Blick über die Gegend schweifen. Ueberall scheint Friede zu herrschen. Ein tiefes Schweigen lastet auf dem Land. Schweigen und Hitze, atembeklemmend, erdrückend... Doch in der Osteria trinken sie. Der Wein erhitzt noch mehr, aber er bricht den Bann des Schweigens. Darum lachen sie. Bald wird Felice herauskommen mit einem roten Kopf und einem verlegenen Lächeln. "Komm", wird er sagen, "es ist Zeit, wir müssen weiter." Und sie wird aufstehen und ihm folgen, willenlos, ganz wie sie ihm bis hierher gefolgt ist. Warum? Sie vermag es selbst nicht zu erklären. Gleicht diese ganze Heimkehr nicht geradezu einer Flucht? Wovor sind sie geflohen? Nicht etwa vor der Polizei, mit der waren sie ja längst fertig. Also wovor? Vor dem Leben. So war es, statt das Leben zu meistern, liessen sie sich von ihm meistern. Felice hat es so gewollt, er trägt die Schuld, er allein... Und dabei lacht er laut in der Osteria. Vielleicht ist er geradezu froh über das Geschehene, ohne das er sie niemals hätte zur Heimkehr zwingen können.

Ein zottiger Dorfköter nähert sich der Träumerin auf der Mauer. Er will sich vertraulich an ihr Bein reiben, sie aber versetzt ihm ungeduldig einen Fusstritt.

Da tritt Felice aus der Osteria: "Komm", sagt er genau in dem Tonfall, den sie erwartet hat, "wir müssen weiter."

Die Landstrasse zieht sich noch einige

Der Samichlaus zieht durch das Dorf. Ihm voraus eilt der Schwarze «Schmutzli», der Platz macht und mit seiner Rute da und dort ein bisschen droht. Grosses Geschrei und frohes Lachen ertönt, wenn eine Dorfschöne von ihm ein richtiges «Brämi» (Schwärzen mit Russ) erhält Rechts: Der «Schmutzli» nimmt einen unfolgsamen Buben in die Kur

Der Samichlaus von Kriens

Die Krienser Bevölkerung fühlt sich von jeher dem St. Nikolaus besonders zugetan, denn er ist ihr Schutzpatron gegen Wassernot, unter welcher der Ort in alter Zeit viel zu leiden hatte. So gibt es in Kriens eine besondere Zunft, die dafür zu sorgen hat, dass der St. Niklaustag würdig gefeiert wird. Den Höhepunkt bildet natürlich auch hier die Beschenkung der Kinder und an einem Festumzug kann die gesamte Bevölkerung des Dorfes teilnehmen. Eine besondere Eigenart des St. Niklaustages in Kriens sind die «Chlöpfer». Betritt der Samichlaus ein Haus, so wird «zueklöpft» und verlässt er es wieder, so wird im Takt «Ewägg gklöpft».

Etwas ängstlich hören die Kinder dem Samichlaus zu und versprechen im kommenden Jahr gut zu folgen und fleissig zu lernen

Mit Ungeduld erwarten die «Treichler» oder «Chlöpfer» den Samichlaus. Ihre Glocken im Takt schwingend, begleiten sie den Chlauszug

Kilometer in ebener Höhe durch die untere Talsohle hin. Rechts erstrecken sich weiche Hügelketten, die allmählich in schroffere Felswände übergehen, links rollen Felder und Wiesen, wie grüne Teppiche hangabwärts bis zum Bach hinunter. Jenseits des letzteren steigt das Gelände wieder steil empor. Saftige grüne Matten bieten dem Auge Ruhe und den weidenden Herden Nahrung. Plötzlich, an einer Biegung, taucht ihr Ziel zum erstenmal vor ihnen auf. Noch haben sie ein gutes Stück auf ebener Landstrasse zurückzulegen, ehe der letzte Aufstieg beginnt. Die ganze Zeit aber liegt das Dorf vor ihren Blicken, sie brauchen bloss die Augen zu heben: ein einsames Nest, am Südhang des Berges klebend...

"Als ich noch ein Junge war", meint Felice, "kam mir einmal die Idee, dies sei das Dörflein Bethlehem, das den müden Wanderer aus der Ferne freundlich grüsste, und ich hätte mich nicht gewundert, eine Frau mit einem Kind auf einem Esel angeritten kommen zu sehen. Heute dünkt es mich beinahe wieder so... Vielleicht harrt unser dort das wahre Glück..."

"Schwärmer", sagt sie achselzuckend.

Da schweigt er wieder.

Nun haben sie die Brücke überschritten und sind auf den Fusspfad eingelenkt. Steil klettert dieser aufwärts. Felice keucht unter der Last seines schweren Rucksacks, der Schweiss rinnt in Strömen über sein Gesicht. Francesca geht langsam daneben, der spöttische Zug um ihren Mund ist gewichen und je näher sie dem Dorfe kommen, desto mehr verfinstert sich ihr Gesicht. Nun stehen sie bereits vor den ersten Häusern, die etwas links, unterhalb des eigentlichen Dorfes liegen. Auf einer Bank hockt ein Greis mit krummem Rücken und zittrigen, von der Gicht verbogenen Fingern. Seine Augen blinzeln unklar hinter geschwollenen Lidern hervor, und aus den herabhängenden Mundwinkeln rinnt der Speichel in den ungepflegten Stoppelbart.

Schaudernd wendet Francesca sich von dem Anblick ab, während Felice dem Alten ein freundliches "Guten Tag, Vater Enzio!" zuruft.

Erstaunt erwidert der Greis den Gruss, allem nach erkennt er die beiden Neuankömmlinge nicht. Da geht Felice auf ihn zu und sagt: "Kennt Ihr mich denn nicht mehr? Ich bin Felice, und das ist meine Frau, die Francesca."

Der Alte scheint in seinem Gedächtnis zu suchen, dann geht ein Grinsen des Erkennens über seine welken Züge: "Natürlich", sagt er, "der Sohn Romanos und Lucias und Lorenzos Töchter... Wieder einmal auf Besuch im Dorfe?"

"Nein", erwidert Felice, "nicht auf Besuch, sondern für ganz. Wir wollen dableiben."

"So ist's recht", meint Enzio und spuckt dabei zu Boden. "Der Mensch gehört in die Heimat und nicht in die Fremde. Wo aber wollt Ihr Unterkunft finden?"

"Es wird wohl etwas Provisorisches aufzutreiben sein", meint Felice ruhig. "Später werde ich uns wieder ein Haus bauen."

"Wenn Ihr nichts anderes findet", erklärte der Greis, "bei mir ist eine Kammer frei, da könnt ihr jederzeit einziehen. Ich lebe ganz allein, seit meine Alte gestorben ist."

"Danke", sagt Felice, "danke. Vielleicht werden wir von dem Angebot Gebrauch machen müssen. Erst aber wollen wir uns im Dorf umsehen, dann kommen wir möglicherweise wieder zurück."

"Wenn du glaubst, ich gehe da hinein", sagt Francesca, nachdem sie ausser Hörweite des Alten gelangt sind, "dann täuschest du dich aber schwer."

"Es kommt darauf an", entgegnet er gelassen. "Wenn wir nichts anderes finden sollten... Unter freiem Himmel wirst du nicht zelten wollen..."

"Immer noch lieber als in dem Dreck..."

"Weisst du, dass es so dreckig ist?".

"Ich kann es mir vorstellen. Ich kenne die Leute."

"Nun dann", lächelt er, "kannst du ja einen Besen und Wasser nehmen und sauber machen..."

Rot vor Zorn blickt sie ihn an, und um ihre Mundwinkel zuckt es verräterisch, aber sie äussert kein Wort. Wie er den Arm um ihre Schulter schlingen will, schüttelt sie ihn trotzig ab. "Lass mich!" "Francesca!" Er sieht sie bittend an. "Wir wollen uns das Leben nicht verbittern!" und, wie sie noch immer keine Antwort gibt. "Es geht uns ja nicht schlecht. Wir sind nicht arm, wir haben ein Terrain, Maisfelder und einen Rebberg und vor allem gesunde, kräftige Hände, die schaffen können. Wir sollten dem Schicksal dankbar sein."

Voller Verzweiflung blickt sie auf die ihrigen. In der Stadt sind sie schön weiss und gepflegt geworden; hier werden sie bald rot und rissig, wie die ihrer Mutter aussehen. Tränen steigen ihr in die Augen. Francesca bemitleidet sich selbst. Für Felices Lebenseinstellung findet sie in diesem Augenblick weniger Verständnis denn je. Dankbarkeit gegenüber einem Schicksal, das sie nach dem freien Leben der Grosstadt wieder hierhin verschlagen hat, vermag sie erst recht nicht zu empfinden. Nur ein Narr kann für so etwas dankbar sein...Jawohl, ein Narr, wiederholt sie im stillen wütend. Felice ist eben nichts als ein Narr, der kein besseres Schicksal verdient hat... Nur ein Narr kann mit derart frohen, erwartungsvollen Augen um sich sehen, wenn er durch ein gottverlassenes, am Berghang klebendes Nest von einigen zehn Häusern geht, mit dem Gedanken, sich daselbst zu begraben. Ich werde hier zugrunde gehen, denkt sie.

Denselben Gedanken wiederholt sie am Abend des gleichen Tages, als sie nach vergeblichen Anstrengungen, eine andere Unterkunft zu finden, ihren Einzug bei Enzio halten müssen. Mit seinem zahnlosen Mund grinst er sie freundlich an, während er ihnen die Kammer zeigt. Dann nickt er Francesca freundlich zu: "Ein Glück, dass wieder ein Frauenzimmer ins Haus kommt. Ein bisschen Ordnung tut not. Ich bin zu alt und habe weder die nötigen Kräfte, noch den rechten Sinn für solche Dinge, aber eine junge, hübsche Frau versteht so etwas..."

Francesca weicht seinem trüben Blick aus. Sie beisst sich zornig auf die Lippen, um eine Erwiderung zu verschlucken.

"Ein Glas Rotwein?" meint der Alte zu Felice gewandt. Dieser nickt dankbar, und zusammen gehen die beiden Männer in die Küche hinunter. Francesca hingegen tritt auf die Loggia hinaus, die sich die Vorderfassade des Hauses entlang erstreckt, und lässt den Blick in die Ferne schweifen. Dort unten, denkt sie, irgendwo dort unten im blauen Dunst liegt Mailand. Und nun lässt sie endlich ihren Tränen freien Lauf. Während Felice unten in der Küche ein Glas Wein ums andere leert und dem lauschenden Enzio ein abschreckendes Bild von der Fremde malt, weint Francesca in der Loggia ihren ganzen verzweifelten Schmerz und ihre bittere Enttäuschung aus.

XIII

Monate nach Felices und Francescas Rückkehr ins Dorf stand das Haus, das er aufgeführt, fertig da. Niemand konnte froher sein als Francesca an dem Tage, da sie der Behausung des alten Enzio endgültig den Rücken kehren durfte. Die Zeit unter seinem Dach war ihr eine stete Qual gewesen, obgleich der Alte freundlich und gutmütig war, und sich für jede Dienstleistung dankbar zeigte. Aber sein blosser Anblick genügte, um ihr Ekel einzuflössen. Mit der ganzen Verständnislosigkeit egoistischer Jugend hasste sie den Anblick des langsamen, körperlichen Verfalls, der sich ihr täglich bot. Sie hasste die zittrigen Hände, den wackligen Kopf und den stets rinnenden Speichel, und wenn er mit seinem zahnlosen Mund die Suppe schlürfte, die sie ihm vorsetzte - sie assen in der gemeinsamen Küche - verlor sie jeden Appetit. Vergeblich hatten sie wiederholt Umschau nach einer anderen Unterkunftsmöglichkeit im Dorf gehalten, das heisst, es hätte wohl eine gegeben; auch diese war zwar dürftig, doch war es ein anderer Grund, der Francesca veranlasste, jeden Gedanken daran zurück zu weisen. Uebrigens war ihnen dieses Obdach auch nicht angeboten worden; ein Wort Felices aber hätte zweifellos genügt, um ihnen die Türe zu Cecilias Hütte zu öffnen. Seit dem Tode Theresas hauste das Mädchen allein. Wohl war die Hütte klein, aber drei Personen hätten zweifellos doch Platz darin gefunden, besser als bei dem alten Enzio. Francesca aber würde es als eine schwere Demütigung empfunden haben, ihre einstige Rivalin um ein Obdach zu bitten, obgleich es sich ja um eine besiegte Nebenbuhlerin handelte. Sie gönnte Cecilia nicht den leisesten Triumph, und als solchen könnte das Mädchen leicht genug die augenblickliche Situation auffassen. So stellte es sich Francesca wenigstens vor, denn sie kannte Cecilia schlecht und beurteilte jeden anderen nach sich selbst.

Cecilia hatte sich mit ihrem einsamen Leben abgefunden und sich mit den Jahren immer mehr zu einer Art barmherziger Samariterin entwickelt. Wo immer jemand Trost oder Hilfe brauchte, da tauchte sie ungerufen auf, und wo sie sich der Leidenden, Unglücklichen oder Hilflosen annahm, da wurde alles mit einem Schlag anders. Sie zögerte nie, einzugreifen wo es nötig war, und forderte nie einen Dank.

(Fortsetzung folgt)